
20 Illustrirtes Sonntagsblatt 1896
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Martha.

Roman nach dem Englischen von Jenny Piorkowska.

(Fortsetzung.)

21.

Herr Lambrecht reiste zeitig am nächsten Morgen ab, Melanie war nach dem Frühstück ins Freie gegangen, und Martha befand sich in ihrem Zimmer. So hatte die Gräfin Mutter freies Feld, und als ihr Sohn eintrat, ging sie sofort ohne viele Umschweife auf ihr Ziel los.

„Kurt," hob sie an, „ich denke, Du kennst mich zu gut, als daß Du mir irgendwie Gehässigkeit oder ein ungebührliches Eingreifen in anderer Leute Angelegenheit zumuten könntest, nicht wahr?"

„Nein, nein, ich meine es sehr ernst, lieber Sohn," sagte sie auf eine scherzende Antwort von diesem. „Ich habe Martha wirklich von Herzen lieb, aber sie ist sehr jung und kennt die Welt noch wenig. Sie ist so einfach und unschuldig, daß ich es doch für meine Pflicht halte, Dich auf etwas aufmerksam zu machen, das mir an einer anderen wohl kaum aufgefallen wäre."

„Was hat meine Frau gethan?" entgegnete Kurt lächelnd, „hat sie sich irgend eines furchtbaren Formfehlers schuldig gemacht?"

„Nein," sagte die Gräfin, „es handelt sich hier um etwas ganz anderes. Findest Du nicht, daß Herr Lambrecht ein sehr hübscher Mann ist, der sicher, wo er will, gefallen muß?"

„Was hat das mit Martha zu thun?" fragte Kurt schnell.

„Das sollst Du gleich hören," gab die Gräfin gelassen zur Antwort. „Es fiel uns allen auf, wie er gleich am ersten Tage seines Hierseins von Martha entzückt schien. Ich habe durchaus nichts gegen ihn, er ist eben ein feiner Weltmann — aber ich glaube, er hat sich bemüht, in Martha Gefühle der Freundschaft für sich zu erwecken."

„Was bringt Dich auf diesen Gedanken?" fragte der junge Graf ohne besonderes Interesse, denn ihm erschien es sehr natürlich, daß Herr Lambrecht ebenso wie alle anderen seine Gattin bewunderte.

„Ich bemerkte etwas, das mich unangenehm berührte," versetzte die Gräfin, „zweimal beobachtete ich, wie er ihr heimlich ein Briefchen, ein Billet, oder etwas dergleichen zuschob."

„Das muß ein Irrtum von Dir sein, Mutter!" rief Kurt heftig, während ihm heiße Röte in das Gesicht stieg. „Meine Frau würde von niemand einen Brief annehmen."

„Wie ich Martha kenne, bin ich ja überzeugt, daß nichts Unrechtes dabei ist," fuhr die Gräfin fort, „gern hätte ich selbst mit ihr gesprochen, wenn die ganze Angelegenheit nicht zu delikater Natur wäre; doch Du kannst sie leicht mit ein paar vorsichtigen Worten warnen — sie ist noch jung und unerfahren."

„Ich verstehe die Sache nicht," rief Kurt, indem er heftig vom Sofa aufsprang, „ich muß Martha sofort fragen, wie sich die Angelegenheit verhält."

„Uebereile Dich nicht, Kurt," sprach die Gräfin, „wozu irgend welche Scene herbeiführen? Sprich in Ruhe mit Deiner Frau; vielleicht erklärt sich die ganze Sache sehr einfach. Martha sieht außer Dir selten Herren. Laß es mich nicht gereuen, daß ich Dich wie einen vernünftigen, überlegten Mann behandelt habe."

„Ich muß eine Erklärung haben," entgegnete Kurt ruhig aber bestimmt, „ich will diese zwei Billete sehen und wissen, wovon sie handeln. Keiner soll meiner Gattin auch nur um ein Haar zu nahe treten."

In demselben Augenblick trat Melanie mit von der frischen Morgenluft hochgeröteten Wangen ins Zimmer.

„Sieh', Tante," sprach Melanie, „was ich für herrliche Blumen gepflückt habe. Guten Morgen, Kurt, Du siehst ja so ernst aus."

Da erst bemerkte sie den peinlichen Ausdruck auf beider Gesichter.

„Ich höre mit Bedauern," fuhr sie fort, „daß Martha nicht wohl ist. Nanette sagte mir soeben, sie liege noch zu Bett. Ich will nun gleich einmal zu ihr hinaufgehen und sehen, wie sie sich befindet."

„Und Du, Kurt," sagte die Gräfin, „machst inzwischen vielleicht eine Promenade mit mir durch den Park — wenn Du nicht anderweitig zu thun hast. Ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen, bevor es so lästig heiß wird.

In Wahrheit aber wollte sie etwas Zeit vergehen lassen, ehe Kurt seine Gattin sah, er sollte erst ein wenig auf andere Gedanken kommen. Sie nahm den Arm ihres Sohnes und schritt mit ihm den schattigen Laubgang hinab. Es war ein herrlich klarer Morgen, die Vögel sangen, die Blumen blühten, die ganze Natur war heiter und froh.

Da sah Kurt plötzlich etwas in dem dichten hohen Grase glitzern. „Was ist das?" fragte er und bückte sich gleichzeitig darnach. Beinahe aber hätte er es vor Erstaunen wieder fahren lassen. Es war ein Armband seiner Frau, dasselbe, das sie am vorhergehenden Abend am Arm gehabt hatte.

„Marthas Armband!" rief seine Mutter in höchstem Erstaunen aus. „Wie in aller Welt kommt das hieher?"

Sie erhielt keine Antwort, aber ein dunkler Schatten glitt über seine Züge.

Einen Moment sahen Mutter und Sohn einander stumm an, dann lenkte Kurt seine Schritte schnell dem Hause zu. Auf der Treppe begegneten sie Nanetten, Marthas Jungfer.

„Ist die Frau Gräfin schon unten?" fragte Kurts Mutter.



Das Kobolzeller Thor in Rothenburg a. T. (Mit Text.)

„Nein, die gnädige Frau fühlt sich sehr unwohl und hat ihr Zimmer noch nicht verlassen," lautete die Antwort.

„War sie nicht im Park?" fragte jene heftig.

„Nein, meine Herrin ist krank und hat ihr Zimmer nicht verlassen," wiederholte die Jungfer mit sehr erstauntem Gesicht.

„Frage die Jungfer nicht weiter," sagte Kurt zu seiner Mutter, als jene weitergegangen war, „Martha wird uns die ganze Sache aufklären. Sobald sie aufgestanden ist, wollen wir zu ihr gehen."

„Es wäre wohl besser, Du gingst allein."

„Nein, Mutter, ich bitte Dich, mich zu begleiten, lese ich doch in Deinen Augen einen tiefen Zweifel über meine Frau: bitte, komm' mit, damit Du siehst, wie grundlos er ist."

Sie stiegen die Treppe hinauf und auf ein Klopfen an Marthas Thüre rief eine matte, traurige Stimme: „Herein!"

Martha war aufgestanden und saß in ihrem kleinen Boudoir, das Frühstück noch unberührt vor sich auf dem Tische.

Beim Anblick ihres bleichen Gesichts und ihrer trüben, glanzlosen Augen vergaß Kurt, was ihn eigentlich hergeführt hatte, und besorgt fragte er: „Was ist Dir, meine Liebe? Du siehst so krank und angegriffen aus."

„Der Kopf schmerzt mich, und ich habe nicht geschlafen," erwiderte sie mit einem verwunderten Blick auf ihre Gäste. „Wünscht ihr etwas von mir, oder wollt ihr mir nur eine Morgenvisite abstatten?"

Sie wollte lächeln, aber ihre bleichen Lippen zitterten. Da fiel ihm der eigentliche Zweck seines Hierseins ein.

„Ich komme mit einer Frage," versetzte er lächelnd. „Als guter Sohn machte ich heute morgen mit meiner Mutter einen Spaziergang durch den Park; gestern abend, als wir uns „Gute Nacht" sagten, trugst Du dieses Armband, und heute morgen finde ich es in dem Laubgang — und doch hast Du Dein Zimmer noch nicht verlassen. Wie ist das zugegangen, Martha?"

Mit diesen Worten hielt er ihr das Armband hin, und ein langer unterdrückter Schrei entrang sich ihren bleichen Lippen.

Kurt sprang hinzu und fing die Besinnungslose gerade noch zeitig genug in seinen Armen auf, um sie vor dem Hinfallen zu schützen.

„Da hast Du die Antwort," sagte die Gräfin in würdevollem Tone und richtete sich stolz auf. „Sei auf Deiner Hut, Kurt. Mir scheint, als schwebe ein dunkler Schatten über unserem Hause. Warum wurde sie ohnmächtig? In Deinen Worten lag doch nichts so Erschreckendes!"

22.

Als Gräfin Martha die Augen wieder aufschlug und ihres Gatten Gesicht über sich gebeugt sah, stieß sie einen Angst- und Schreckensschrei aus. Die Züge, die sie nie ernst, nie streng gesehen hatte, blickten zornig auf sie herab; kein Lächeln, wie sonst, spielte um seine Lippen; seine umdüsterte Stimme verriet Angst, Kummer und Zorn.

Trotzdem klang seine Stimme sanft, als er sagte: „Habe ich Dich erschreckt, Martha? Wie Deine Hände zittern! Was ist Dir? Ich bin Dir ja nicht böse, Kind, nur verstehe ich nicht —"

Sie wollte etwas erwidern, aber die Kräfte versagten ihr, und sie brach in bittere, leidenschaftliche Thränen aus.

Kurt suchte sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, während seine Mutter das Zimmer verließ.

„Komm, ich will Dich jetzt nicht quälen," sprach er, „später erzählst Du mir, wie die ganze Sache sich verhält; jetzt lege Dich noch ein wenig nieder und versuche zu schlafen — Du siehst so blaß und angegriffen aus."

Martha hörte auf zu weinen; sie ließ den Kopf in die weichen Sofakissen zurücksinken und lauschte mit einem Gefühl der Verzweiflung seinen Worten.

Nachdem Kurt der Jungfer strenge Weisung gegeben hatte, ihre Herrin nicht zu stören, verließ er das Zimmer.

Seine Mutter erwartete ihn inzwischen mit großer Spannung und fragte neugierig, als er bei ihr eintrat: „Nun, Kurt, was ist los? Warum war Martha so erschrocken?"

„Sie ist sehr krank," entgegnete dieser traurig, „sie war nervös, aber nicht erschrocken. Was hätte sie auch zu fürchten? Ich war zu schroff gegen sie."

„Hat sie Dir gesagt, wie das Armband in den Laubgang gekommen ist?"

„Nein, sie fühlte sich so krank und angegriffen, daß ich nicht weiter mit ihr darüber gesprochen habe. Ich bin ja auch überzeugt, daß die ganze Sache sich sehr einfach aufklären wird," setzte er schnell hinzu, als er den eigentümlichen Ausdruck auf dem Gesicht seiner Mutter gewahrte.

Trotz dieser Versicherung lastete es diesen Morgen schwer auf des Grafen Brust, er fand nicht Ruhe, bis das Rätsel mit den Briefen und dem Armband gelöst sein würde.

Zweimal ging er an Marthas Thüre und hörte teils voll Befriedigung, teils voll Ungeduld, daß sie noch schlief, endlich kam die Jungfer, ihm zu melden, daß ihre Herrin wach sei, aber sehr krank zu sein scheine.

Mit sprachlosem Erstaunen sah Kurt, welcher Wechsel in einigen Stunden mit dem heiteren, schönen Gesicht vorgegangen war. Alle Farbe war aus demselben gewichen, bis zu den Lippen war es totenbleich, und unter den blauen Augen lagen tiefe, dunkle Schatten — konnte das nur Krankheit oder Abspannung sein? Warum faltete sie, wie in stummer Todesqual, krampfhaft die Hände, als sie ihn erblickte?

„Martha," hob Kurt an, „Du siehst aus, als ob Du entsetzlich littest. Sprich, was ist Dir? Welcher Kummer könnte Dich bedrücken, von dem ich nicht wüßte? Was macht Dich krank? Warum siehst Du mich so seltsam an? Was ist zwischen uns getreten?"

Er schwieg, doch es erfolgte keine Antwort.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du kein Geheimnis vor mir hast," fuhr er fort, „müßte ich glauben, es laste etwas furchtbar Schweres auf Dir. Schau' doch nicht so traurig drein! Schau' mich an, Geliebte, und wenn Dich irgend etwas drückt, so sage es mir, daß ich es mit Dir teile."

Kurt legte einen Arm um seine Gattin und zog ihren goldenen Kopf an sich.

„Hat Dich jemand beleidigt oder gekränkt?" fragte er zärtlich.

„Nein," versetzte sie, „wie kommst Du auf diese Idee?"

„Bist Du sicher," sprach er dringlicher, „hat Dich keiner unserer Gäste irgendwie verletzt?"

„Nein," sagte sie wieder, aber er sah, wie sie schmerzlich errötete, „warum diese seltsame Frage?"

„Meine Mutter glaubte gesehen zu haben, daß Herr Lambrecht Dir mehrmals kleine Billete zugeschoben habe und Dich damit beleidigt haben mußte — ist das wahr?"

Er sah, wie sie bei dieser Frage leicht zusammenzuckte.

„Allerdings gab er mir zweimal ein kleines Brieſchen," stotterte sie verlegen, „aber beleidigt hat er mich nicht damit."

„Darf ich die Briefe sehen?"

„Ich habe sie vernichtet," gab sie in leisem gezwungenem Ton zur Antwort.

„Willst Du mir sagen, was sie enthielten?" fragte er weiter.

„Das kann ich nicht," stieß sie stockend hervor.

Kurt wußte nicht, was er von dem allen halten sollte; die Augen, die sonst immer so hell von Liebe und Wahrheit strahlten, hatten nicht ein einziges Mal zu ihm aufgeblickt.

„Ich bin nicht eifersüchtig, Martha," hob er nach einer kleinen Weile wieder an; „ich habe mich nie um Deine Korrespondenz gekümmert, nie geforscht, an wen Du schreibst, von wem Du Briefe empfängst; ich habe Dir in allen Dingen stets vollstes Vertrauen geschenkt. Ich würde mich auch jetzt nicht einmischen, wenn mir nicht gesagt worden wäre, daß jene zwei Billete Dir aufgezwungen worden wären, daß Du sie nur widerwillig in Empfang genommen hättest. Aus diesem Grunde möchte ich wissen, was sie enthielten."

Da blickte sie zu ihm auf, und der tief unglückliche Ausdruck ihrer Augen erfüllte ihn mit tiefem Weh.

„Kurt, wie gern sagte ich es Dir, wenn ich könnte," antwortete sie, „aber ich kann nicht!"

„Weißt Du, Martha," sprach er ernst, „daß nichts Dich berechtigt, Geheimnisse vor mir zu haben? Ich meine, in der Ehe muß vollstes Vertrauen und Einigkeit herrschen, geteilte Interessen kann ich mir nicht denken."

Es entging ihm nicht, wie es tief schmerzlich über ihre sanften Züge glitt, aber ihr Mund blieb stumm.

„Es ist wohl zwecklos, meine Bitte zu wiederholen," fügte er hinzu. „Wenn Du mir nicht vertrauen willst, kann ich Dich nicht dazu zwingen; ich muß mich mit dem Bewußtsein begnügen, daß es in dem Herzen meiner Gattin Tiefen giebt, die mir verborgen sind."

Ein Schauder durchzuckte Marthas Körper, als sie daran dachte, was sie ihm verheimlichte; diese Bewegung war Kurt nicht entgangen.

„Ich bin Dir ja nicht böse, Martha," sprach er, „ich bin nur betrübt, bekümmert — mehr, als ich Dir sagen kann. Welches Geheimnis kann meine kleine Frau vor mir haben?"

Diese machte eine kleine Bewegung, als dränge es sie, sich ihm zu Füßen zu werfen und ihm alles zu sagen. Auf ihren Lippen zitterten die Worte: „Ich bin eine Betrügerin — eines Sträflings Tochter! Ich habe kein Recht, hier zu sein! Schicke mich fort!"

Schon fing sie zu reden an, aber der Ton ihrer eigenen Stimme erschreckte sie, und mit einem scheuen, wilden Blick schwieg sie wieder.

Stumm und tiefbekümmert sah der Graf auf die schöne, zitternde Gestalt nieder. Bisher war sie ihm immer unschuldig, rein und edel wie ein Kind erschienen; jetzt, mit den Sorgenfalten auf der Stirn, mit dem abgewandten Blick und den stammelnden Worten, war sie ihm wie eine Fremde, und mit einem tiefen Seufzer über die unliebsame Aufgabe fing er von neuem zu fragen an.

„Wir wollen dieses Thema fallen lassen, Martha — das erste Geheimnis zwischen uns," sprach er. „Jetzt erkläre mir das andere Geheimnis — wie kam dieses Armband in den Weinlaubgang?"

Da war es mit der Ruhe der Armen aus, schmerzlich zuckte es

über ihr Antlitz, ein Ausdruck der Verzweiflung trübte ihre blauen Augen, und der Graf mußte seine Frage wiederholen, ehe sie dieselbe zu verstehen schien.

„Schone mich, Kurt,“ bat sie dann mit flehend erhobenen Händen.

„Dich schonen, Martha!“ rief er, „was soll das heißen? Dich schonen? Was habe ich gethan, daß Du so zu mir reden kannst? Möchte ich Dir nicht, wo ich kann, jede Sorge ersparen? Ich will ja nichts, als jeden Kummer von Dir fernhalten, Dich glücklich machen! Ich will nichts, als daß Du mich so liebst, wie ich Dich liebe! Inwiefern soll ich Dich schonen?“

„Nicht mehr mit Fragen in mich dringen,“ entgegnete sie bitterlich weinend,“ ich kann sie nicht beantworten und sie thun mir so furchtbar weh!“

„Glaubst Du, sie seien mir angenehm?“ sagte Kurt mit leisem Vorwurf. „Martha, die Mutter war dabei, als ich das Armband fand; ich las einen Verdacht in ihren Augen, der mich innerlich empörte. Ich brachte sie mit hierher zu Dir, damit sie ihren Irrtum einsehe, und bei der Frage, die jedes thörichte Mißtrauen von ihr verscheuchen sollte, wurdest Du vor Schreck ohnmächtig. So klärtest Du ihre Zweifel auf; kannst Du meine Liebe nicht besser befriedigen? Sprich, wie kam das Armband in den Park?“

„Ich könnte Dir eine Unwahrheit sagen, könnte Dir eine erdichtete Geschichte erzählen, die Dich befriedigte — aber das will ich nicht; mag es zum Schlimmsten kommen! Keine Lüge soll meine Lippen beflecken. Die Wahrheit kann ich Dir nicht sagen, und jede Ausrede verschmähe ich.“

Des Grafen Stirn verfinsterte sich.

„Immer mehr Geheimnisse!“ sprach er bitter, „so giebst Du also zu, daß Du mir eine Erklärung geben könntest, wenn Du wolltest — Du willst nur nicht?“

Martha neigte stumm den Kopf, und Kurt wandte sich mit bleichem, verstörtem Gesicht von ihr ab.

„Willst Du jemand beschützen, der Dich bestohlen hat?“ fragte er, während seine Augen bei diesem Gedanken heller leuchteten.

„Nein,“ erwiderte sie kopfschüttelnd.

„Hast Du das Armband selbst verloren?“ forschte er weiter.

„Frage mich nicht, Kurt!“ rief sie mit gefalteten Händen und überströmenden Augen.

„Ich will fragen — ich will alles wissen!“ versetzte der Graf zornig. „Wozu all diese Thorheit! Man möchte mich wirklich für den Ehemann in einem französischen Lustspiel halten, der hinter eine Intrigue zu kommen sucht. Hast Du selbst das Armband verloren, Martha? — Du zwingst mich, heftig zu werden, jetzt antworte mir!“

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich diese Frage nicht beantworten kann,“ entgegnete Martha.

Es lag eine solche Hoffnungslosigkeit auf ihrem schönen Gesicht, eine solche Verzweiflung klang aus ihrer Stimme, daß der Graf nicht wußte, was er sagen, was er davon denken sollte.

„Geliebte,“ bat er innig, „sei aufrichtig gegen mich. Selbst wenn Du unvorsichtig gewesen sein solltest, ich könnte Dir nicht böse sein. Ich kenne ja meine kleine, liebe Frau. Komm, mach' mich nicht unglücklich, sage mir, was Dir ist.“

Der sanfte, zärtliche Ton rührte sie mehr als alle Heftigkeit, und gleich einem Kinde, das sich in Schlaf weint, schmiegte sie ihren Kopf an seine Brust.

„Kurt,“ sprach sie weich, „ich kann es Dir nicht sagen. Ich wünschte, ich könnte hier in Deinen Armen sterben, während Du mich so freundlich anlächelst. Sterben wäre leichter, als Deine Fragen beantworten.“

Und ihre bleiche Stirn küssend, erwiderte er: „Da Du zugiebst, daß hier ein Geheimnis obwaltet, und doch Dich weigerst, es mir zu gestehen, muß ich es selbst herauszufinden suchen.“

Mit diesen Worten ließ er sie aus seinen Armen los und ging langsamen Schrittes aus dem Zimmer hinaus ins Freie, um in der frischen Luft seine Aufregung ein wenig zu bekämpfen.

Wie Kurt, in tiefes Sinnen versunken, den breiten Kiesweg dahinschritt, kam ihm sein Waldhüter entgegen.

„Was wollt ihr, Samter?“ fragte er diesen, der mit entblößtem Kopfe vor ihm stehen blieb, in leichtgereiztem Ton.

„Ich komme mit einer unliebsamen Neuigkeit,“ war dessen Antwort. „Ich sagte dem Herrn Grafen neulich schon, daß sich zwei berüchtigte Wilddiebe hier herumtreiben, und ich bin überzeugt, daß sie jetzt wieder hier ihr Wesen treiben. Ich wollte es dem Herrn Grafen schon gestern abend sagen, da sah ich Sie aber mit der Frau Gräfin gehen und wollte Sie nicht stören.“

„Ihr saht mich?“ fragte Kurt erstaunt, „wo und wann?“

„Kurz nach zehn Uhr. Sie gingen ja mit der Frau Gräfin — ihr Gesicht konnte ich genau sehen.“

Mit keinem Wort, keinem Blick verriet der Graf seine Gattin.

„Ganz recht, ganz recht,“ erwiderte er hastig. „Nun, wie steht's mit den Wilddieben?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Jakobiners.

Erzählung nach dem Französischen von Otto Landmann.

An der Grenze der ehemaligen Provinzen Burgund und Dauphiné, auf einem vereinzelten Hügel, der das Rhonethal beherrscht, erhob sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Schloß Beaulieu. Es war eine altertümliche Behausung, der jedes Menschenalter sein Gepräge aufgedrückt hatte und wo sich in malerischem Durcheinander Bauwerke aller Zeitalter, von dem düsteren Wartturm der Kreuzzüge an bis zum Mansardenpavillon der Regierung Ludwigs XIV., aneinanderreihten. Ein Garten mit abgezirkelten Beeten erstreckte sich im Halbkreise bis zum Ufer des Flusses hinab, wo er in eine Allee großer Bäume auslief, der einzige Schutz gegen die Strahlen der Sonne.

Es war an einem schönen Morgen des Monats September 1788, als die Familie des Schloßherrn sich um den jungen Grafen drängte, den letzten männlichen Erben des alten Namens Beaulieu, welcher nach Versailles abzureisen im Begriffe stand, um dort der Zahl der Pagen des Königs einverleibt zu werden.

Jeder empfahl ihm etwas an.

„Mein Sohn,“ sprach der alte Marquis, ein Edelmann von vornehmem Aussehen und stolzer Haltung, mit dem Ritterkreuz des hl. Ludwig geschmückt, „erinnere Dich stets daran, daß die Ehre Deine Lebensregel sein muß, und daß die Ergebenheit gegen den König die Erbtugend Deines Stammes ist. Bleibe diesem Doppelamte treu, und Du wirst stets des Namens würdig sein, welchen Du trägst.“

„Sei immer ein guter Christ, mein Kind,“ fügte die Marquise hinzu, „vergiß niemals die Lehren unserer heiligen Religion.“

„Du schreibst uns recht oft, nicht wahr, Roger? Du teilst uns mit, was dort geschieht und wie es bei den Hoffesten zugeht?“ flüsterten alsdann die Schwestern dem jungen Reisenden zu.

Allen antwortete er mit einer Liebkosung, einem Lächeln, einem bewegten Wort. So kamen sie bis zu dem Gitterthor, vor welchem ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Postwagen hielt.

Der junge Mann stieg hinein, nachdem er zum letztenmale seinem Vater die Hand geküßt und seine Mutter und seine Schwestern umarmt. Dann setzte sich der Wagen in Bewegung und verschwand bald in der Krümmung der Straße, während der Marquis einen Abschiedsgruß nachwinkte und die Damen ihre Taschentücher schwenkten.

In geringer Entfernung an einem hübschen Hause vorüberfahrend, hätte Roger, wenn er nicht das Gesicht in beide Hände geborgen hätte, ein liebliches, verweintes Antlitz, welches sich aus einem der Fenster neigte, und eine kleine Hand sehen können, die in der Richtung des Wagens einen verstohlenen Kuß nachsandte. Es war Cäcilia, die Tochter Bernards, des Intendanten von Beaulieu, die Jugendgespielin des jungen Grafen.

Acht Tage später langte Roger vor dem Palais der Pagen in Versailles an und wurde von dem Herzog von Polignac, ihrem Hofmeister, seinen neuen Kameraden vorgestellt.

Page des Königs zu sein, das war keine einträgliche Stelle ohne Mühewaltung. — Außer dem Schloßdienste, welcher der Reihe nach zu geschehen hatte, gab es die Ausfahrten des Hofes, die Promenaden, die Jagden, die Reisen nach Fontainebleau, Compiègne, Rambouillet, manchmal selbst nach Paris, wenn der König „seine gute Stadt“ besuchte. Die militärischen Studien, die Fecht- und Reitübungen nahmen alle von der persönlichen Bedienung Seiner Majestät freigelassenen Augenblicke in Anspruch.

Und dann die Galatage! Es war ein Glück, sich der Person der Souveräne zu nähern, sich an der Seite des Königs zu befinden, dessen Güte sprichwörtlich war, die Königin, deren Anmut und Schönheit alle Herzen fesselten, in der Nähe zu sehen. Ach, niemand ahnte damals, daß die Tage der alten, französischen Monarchie gezählt waren!

* * *

Sechs Monate später versammelten sich die Reichsstände und schon in den ersten Tagen brach die Uneinigkeit unter den verschiedenen dabei vertretenen Ständen aus. Die Trennung des dritten Standes, welcher sich auf der Nationalversammlung zu dem berüchtigten Schwur im Ballhause aufwarf, die heftigen Reden Mirabeaus gingen einer Reihe von Ereignissen vorher, welche die in der Hauptstadt gährende aufrührerische Stimmung gar bald zum Ausbruche brachten. — Die Rückwirkung dieser Bewegung machte sich in Kürze auch in den Provinzen fühlbar. Die Landbevölkerung, gestachelt durch die Not infolge eines fürchterlichen Winters und eines Mißjahres, getäuscht von den schwulstigen Reden der Verfechter des Aufruhrs, fiel über die Schlösser her und plünderte sie nach der Ermordung ihrer Bewohner.

Das Schloß Beaulieu verfiel dem gleichen Schicksale. Eines Abends kam eine in der Gegend fremde Räuberhorde, herbeigelockt von Bernard, dem Intendanten, umzingelte den adeligen Stammsitz, griff ihn an, plünderte und steckte ihn in Brand.

An der Spitze einiger bewaffneter Diener versuchte der alte Schloßherr Widerstand zu leisten, aber die Leute seiner kleinen Schar wurden niedergemetzelt und er selbst, von Kugeln durchbohrt, im Beisein seiner Gemahlin und seiner Töchter enthauptet.

Vom Fenster ihres Zimmers aus, in welches ihr Vater sie gesperrt hatte, beobachtete Cäcilia, vor Verzweiflung die Hände ringend, dieses grauenvolle Schauspiel. Nicht mehr im stande, es zu ertragen, zerschlug sie endlich die Fensterscheiben und stürzte hinaus. Sie kam in dem Augenblick an, wo auch die unglücklichen Damen, bedroht von den rasenden Unmenschen, den Tod erleiden sollten. Ohne Rücksicht auf die Gefahr warf sie sich mutig vor die Mörder.

Verblüfft von des Mädchens Kühnheit wichen diese zurück und standen einen Augenblick unentschlossen.

Cäcilia benützte diese Gelegenheit, ihre Schützlinge in der Menge verschwinden zu lassen, führte sie unter dem Geleite einiger treuen Bauern bis in die nahe Stadt, von wo aus sie das Ausland erreichten.

Nachdem das Schloß geplündert und in Brand gesteckt war, blieb den Banditen gar nichts mehr zu thun übrig. — Trunken von Blutvergießen und Wein zogen sie sich mit Beute beladen zurück, auf neue Unthaten bedacht. —

Mit ihnen verschwand der Intendant, welcher sich in dieser Gegend nicht mehr sicher erachtete und nach Paris übersiedelte, wohin ihn seine revolutionären Bestrebungen sowohl als auch der Wunsch lockten, sich den Folgen seines Verbrechens zu entziehen. Er verband sich sogar mit den Führern der Revolution und trat in den Jakobinerklub ein, dessen leidenschaftlichster Redner er wurde. Außer Cäcilia, welche ihm bedauerlicherweise hatte folgen müssen, hatte er seinen Sohn mitgenommen, einen jungen Mann von zwanzig Jahren, und diesem hatte er seinen Haß gegen die sogenannten Aristokraten gänzlich eingeflößt. Unter dem Pöbel, den sie durch ihre wütenden Reden aufreizten, folgten sie den Pariser Horden auf ihrem Marsche nach Versailles, als das „gute Volk der Hauptstadt“ die Waffen in der Hand, dorthin zog, um die königliche Familie, den „Gegenstand seiner Liebe und Verehrung“, abzuholen, und sie nach Paris zurückzuführen, geleitet von Männern, die an der Spitze ihrer Piken die blutigen Köpfe von Leibgardisten trugen!

Auch Roger mit den übrigen Pagen war dabei, nicht mehr wie unlängst an der Seite des Königs, sondern traurig in einem der Hofwagen dahinfahrend, umringt von einem Haufen häßlicher und betrunkener Sanskulotten und französischer Gardesoldaten.

In dieser Equipage sah ihn Cäcilia auf dem Platze Ludwigs XV. vorüberfahren; vertieft in seine traurigen Gedanken, bemerkte sie der junge Mann in der Menge nicht, aber sie erkannte ihn, und in Thränen kehrte sie darnach zu ihrem Vater zurück.

Indessen nahm die Revolution ihren verhängnisvollen Gang, selbst denen zum Trotz, welche sie vorbereitet hatten. Ereignis drängte sich an Ereignis. Den Märchen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit waren bald die Nebenbuhlereien, der Haß und die Zwietracht der Parteien gefolgt. Lafayette und Pethion, eine Weile die Götzen des Volkes, waren seine Sklaven geworden. Mirabeau war am 2. März 1791 gestorben; der letzte Verteidiger der Monarchie hatte den König unschlüssig und in Verwirrung zurückgelassen, angesichts der immer wachsenden Vermessenheit seiner Feinde. — Am Tage des 10. August 1792 erklang für das Königtum die Totenglocke. Der Pöbel unternahm einen Sturm auf die Tuilerien, und der König ließ sich überreden, mit seiner Familie Schutz in der Nationalversammlung zu suchen. Da er bei seinem Weggang versäumt hatte, den das Schloß verteidigenden Schweizergarden Befehl zum Abzuge zu geben, so blieben dieselben auf ihrem Posten und fanden sämtliche im Kampf mit den von den Jakobinern besoldeten Mordgesellen den Tod. Dieser Kampf besiegelte auch das Schicksal des Königs, für welchen Roger an diesem Tage den Degen zu ziehen die Ehre hatte. Mit einem Trupp Edelleute, welche sich um den Befehlshaber geschart hatten, kämpfte er verzweiflungsvoll bis zum Abend gegen die wilden Horden, welche ein leichter Sieg berauscht hatte. Einen nach dem andern von seinen Kameraden sah er fallen und er selbst, von einer Kugel in den Schenkel getroffen, den Kopf von einem Säbelhieb durchfurcht, war nahe daran, lebend in die Hände der Mordgesellen zu fallen, als ein junges Mädchen in ländlichen Kleidern ihn mit ihrem Körper deckte und ihn mit Gefahr ihres eigenen Lebens der Wut seiner Feinde entriß. Unterstützt von einigen Nationalgardisten transportierte sie ihn aus dem Garten hinaus und verbarg ihn in einem benachbarten Hause. Diese jugendliche Heldin, die so unerschrocken dem Tode trotzte, war Cäcilia, die Tochter des Ex-Intendanten des Schlosses Beaulieu.

Schönheiten des japanischen Geflügelhofes. Originalzeichnung von J. Bungartz. (Mit Text.)
1) Phönix-Huhn. 2) Riesenhuhn (Langshan). 3) Butchi-Chabo. 4) Kuro-Kisasa-Chabo. 5) Siro-Chabo. 6) Katsuro-ito-no-Chabo. 7) Peking-Bantam. 8) Mandarin-Entchen.



Germanische Frauen nach der Schlacht von Aquä Sextiä. Von W. Lindenschmit. (Mit Text.)

Mit der Aufopferung einer barmherzigen Schwester setzte sie sich zu Häupten des Verwundeten und pflegte ihn Tag und Nacht, unterstützt von ihren zwei Tanten, Schwestern ihrer Mutter, welche sie in Paris wiedergefunden hatten.

Die Wunden Rogers waren gefährlich. Einen Monat hindurch schwebte er zwischen Leben und Tod. Ein starkes Fieber, begleitet von heftigen Delirien, hatte seinen abgemagerten Körper befallen. Oftmals stürzte er, in heftigen Fieberphantasieen, auf das Fenster zu und würde hinausgesprungen sein, wenn seine Wärterinnen ihn davon nicht abgehalten hätten. Zuletzt jedoch legte sich das Fieber, ein tiefer Verfall der Kräfte bemächtigte sich des Kranken, und er versank in einen todesähnlichen Schlaf.

Die drei Frauen standen große Angst aus, selbst der Arzt schien in Besorgnis, bis der junge Mann eines Morgens die Augen aufschlug. Sein erster Blick fiel auf Cäcilia, die in einer Ecke des Zimmers kniete, jedoch schleunigst hinauseilte, ehe er Zeit gehabt hatte, sie zu erkennen. Vierzehn Tage später war Roger völlig genesen und reiste nach dem Auslande ab, versehen mit einer wohlgespickten Börse und einem Paß, um jeden Verdacht von sich abzulenken. — Cäcilia war nicht wieder in dem Hause erschienen, und der junge Mann erfuhr den Namen seiner Retterin nicht.

* * *

Nachdem Roger die Grenze überschritten hatte, ging seine erste Sorge dahin, sich nach Koblenz zu begeben, wo die Brüder des Königs eine große Zahl Edelleute um sich vereinigten, welche durch die Revolution aus Frankreich vertrieben worden waren. An diesem kleinen Verbanntenhof fand er die Ränke, die Nebenbuhlereien wieder, deren Zeuge er zu seinem Leidwesen schon in Versailles hatte sein müssen. Er glaubte, sein eigentlicher Platz sei nicht hier und bot seine Dienste dem Prinzen von Condé an, welcher ein kleines Heer aus den Geflüchteten bildete. Der Prinz nahm ihn gut auf. Er hatte ihn in glücklicheren Zeiten gekannt, als der junge Graf von Beaulieu unter den Pagen des Königs sich schon bemerkbar machte durch seine militärischen Talente, und er stellte ihn in das Kavallerieregiment der Ritter der Krone ein. Es war ein auserlesenes Korps von Männern erprobten Mutes; die gewöhnlichen Soldaten — alle Edelleute von hohem Geschlecht — hatten den Lieutenantsgrad.

Gleich beim ersten Treffen erwies sich Roger seinen Waffengefährten ebenbürtig durch seinen Mut, seine Kaltblütigkeit und die seltene Unerschrockenheit, mit welcher er dem Tode ins Angesicht schaute. Es war bei Biberach, wo die kleine Armee Condés, von dem österreichischen General wie immer vorgeschoben, den Truppen Moreaus allein das Schlachtfeld streitig machte, und letzteres mit ihren Toten bedeckte. Roger, der einer Abteilung von dreißig im Nachtrab stehenden Rittern angehörte, hatte bei einem Angriff sein Pferd verloren und, von den „Blauen" umringt, entwaffnet, bevor er sich hatte befreien können, fiel er in die Macht des Feindes. Nun kannten in dieser Zeit wilden Hasses die Soldaten der Republik keine Schonung, und jeder Emigrierte, den sie in ihre Hände bekamen, wurde nach gehaltenem Kriegsgerichte mitleidslos erschossen. Man stellte die Gefangenen vor einer von Kartätschen und Kugeln durchlöcherten Mauer in einer Reihe auf. Ihnen gegenüber erwartete eine Abteilung von etwa dreißig Infanteristen das Signal zum Feuern. Ein Offizier erhob seinen Säbel, ein Trommelwirbel ertönte, gefolgt von einer Salve, und der erste, ein Greis von sechzig Jahren, brach unter den Kugeln zusammen, indem er rief: „Es lebe der König!"

Acht Emigrierte, zum größten Teil Verwundete, wurden so nacheinander auf die zuckenden Leichen ihrer Kameraden niedergestreckt. Jedes Opfer trat auf das Kommando eines Feldwebels aus der Reihe und stellte sich, nachdem es seinen Nachbar umarmt, den Urteilsvollstreckern so ruhig, so gelassen gegenüber, als ob es sich um eine Parade gehandelt hätte.

Roger war der neunte. Als er an die Reihe kam, schritt er erhobenen Antlitzes und stolzen Blickes vor. Er machte das Zeichen des Kreuzes, öffnete seinen Waffenrock und wartete. Einige Sekunden darnach lag er mit durchbohrter Brust und zerschmetterter Hirnschale auf dem Leichenhaufen. Ein Sergeant trennte sich von dem Trupp der „Blauen" und näherte sich, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Aber das Opfer bewegte sich nicht mehr. „Es ist um ihn geschehen," sagte der Unterbefehlshaber, „er ist tot." Dann kehrte er zu der Rotte zurück, indem er in den Bart brummte: „Der arme Bursche! Es war ein wackerer Kämpe!"

* * *

Die Schreckensherrschaft hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Guillotine war unausgesetzt thätig, denn ohne Beobachtung irgend welcher Rechtsform überlieferten ihr die Revolutionstribunale die Eingekerkerten, für deren täglich wachsende Zahl die Gefängnisse nicht mehr ausreichten. Der Boden des zum Revolutionsplatz gewordenen Platzes Ludwigs XV. war derart mit Blut getränkt, daß die Ochsen vor dem Karren, auf welchem Robespierre am Feste des höchsten Wesens zum Blutgerüste gefahren wurde, sich weigerten, darüber zu gehen. Die Priester, die Adeligen, überhaupt alle, welche nicht offenkundige Beweise ihrer Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge gaben, wurden ohne Erbarmen verfolgt. Frankreich seufzte unter der Tyrannei des Pöbels, das furchtbare Gesetz gegen die Verdächtigen schwebte über allen Häuptern und niemand wußte am Abend, ob er den folgenden Tag noch erleben werde.

Unter diesen Verhältnissen kehrte Bernard, welcher in der Provinz Geschäfte zu besorgen hatte, eines Tages nach Paris zurück. Seine erste Sorge war, sich zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses zu begeben, um ihm Rechenschaft von seiner Reise abzulegen. Er ward gut aufgenommen, und zum Beweise seiner Zufriedenheit lud ihn Robespierre zu Tische.

„Du wirst Deine Tochter mitbringen," fügte er hinzu, „man sagt, daß sie sehr hübsch sei; es werden sich auch einige Bürgerinnen einfinden, die erfreut sein werden, ihre Bekanntschaft zu machen."

Eine solche Einladung war ein Befehl, und man wußte, was es kostete, den Befehlen Robespierres nicht zu gehorchen.

Bernard versprach es daher.

Das junge Mädchen ließ lange in sich drängen. Der Gedanke, sich an den Tisch des Tyrannen zu setzen, erfüllte sie mit Schrecken. Fromm erzogen von einer gottesfürchtigen Mutter, empfand sie Abscheu vor dem Verbrechen der Revolution und begann die Mächtigen des Tages mit ebensoviel Beflissenheit zu fliehen, als ihr Vater dieselben aufzusuchen sich angelegen sein ließ.

Aber Bernard befahl, und das arme Kind mußte sich fügen.

Einige Stunden später traten beide bei Robespierre ein. Die Gesellschaft war zahlreich. Es waren alle Berühmtheiten der Revolution anwesend: Danton, Saint-Just, Marat, welcher einige Zeit später dem Dolch der Charlotte Corday zum Opfer fallen sollte; auch einige Frauen glänzten dort durch ihre Gegenwart und zwar in der damals üblichen unanständigen Tracht.

Cäcilia konnte nicht umhin, innerlich diese rohen Manieren mit der Höflichkeit und den noblen Umgangsformen zu vergleichen, die sie einst in den Sälen von Beaulieu bei den seltenen Gelegenheiten wahrgenommen, wo es ihr gestattet war, dort zu erscheinen.

Die sittige Schönheit des jungen Mädchens, ihre ebenso bescheidene als würdige Haltung bildeten einen schroffen Gegensatz zu dem Treiben ihrer Umgebung und befremdeten Robespierre lebhaft. — Oefters als einmal während der Mahlzeit begegnete Cäcilia seinem mit einem Ausdrucke auf sie gehefteten Blicke der sie zum Erröten brachte. Nach dem Diner, während die übrigen Gäste im Salon gruppiert, das begonnene Gespräch fortsetzten, befand sich das junge Mädchen eine Weile allein in einem abgelegenen Zimmer.

Robespierre suchte und fand sie bald; angeheitert von dem genossenen Weine, wollte er sie mit seinen Armen umfassen, indem er einige Worte höflicher Galanterie murmelte.

Cäcilia entwand sich behende und lief zu dem Fenster, welches sie öffnete. „Feige Memme," sagte sie, „wenn Du noch einen Schritt Dich näherst, stürze ich mich auf das Pflaster hinab!"

Er wich zuerst zurück, und dann, sich wieder aufrichtend unter dem Schimpfe, entgegnete er zähneknirschend: „Was, Du trötzest mir? Weißt Du, daß ich Dir den Kopf abschlagen lassen kann?"

„Was schert mich das?"

Die Augen des Tyrannen blitzten; wankenden Schrittes ging er auf das junge Mädchen zu. Mit einer Kraft, welcher sie nicht fähig schien, stieß sie den Betrunkenen zurück, der das Gleichgewicht verlor und auf den Parkettboden niederfiel.

Cäcilia ergriff unterdessen schleunigst die Flucht.

Einige Sekunden später erhob sich Robespierre wieder und indem er die Faust nach dem jungen Mädchen ballte, welches über die Straße floh, schrie er: „Schon recht, die Reihe wird an mich kommen!"

* * *

Von diesem Tage an nahm der Haß Cäcilias gegen die Revolution und ihre Helden einen mehr und mehr ausgeprägten Charakter an. Ihr Abscheu vor Robespierre insbesondere hatte etwas Persönliches, worüber ihr Vater, welcher nicht wußte, was sich zugetragen hatte, sich zuweilen wunderte.

„Wirklich," sagte er ihr, „ich begreife Dich nicht. Was hast Du denn gegen den tugendhaften und gemütvollen Maximilian? Ist er nicht freundlich gegen Dich gewesen?"

Entschlossen zu schweigen, antwortete sie nur mit einem Achselzucken. Mehr als jemals empfand sie Abscheu vor dem gräßlichen Schauspiel, dem sie anwohnte und im Innern ihres Herzens bejammerte sie es bitterlich, daß ihr Vater Anteil an all den Entsetzlichkeiten nahm. Da sie ihn auf seinem verbrecherischen Wege nicht aufhalten konnte, hatte sie sich geschworen, wenigstens alles mögliche Gute zu thun, um seine Verirrungen gut zu machen, und so den Zorn Gottes abzulenken. Sie hatte nur mehr einen Gedanken: Der Wut der Tyrannen die größtmögliche Zahl ihrer Opfer zu entreißen. Ueberdies unaufhörlich von der Erinnerung an die abscheuliche Versuchung beschlichen, deren Gegenstand sie gewesen war, empfand sie eine Art Genugthuung, sich an Robespierre zu rächen. Dank der Aemter, welche ihr Vater als Mitglied des

Revolutionsgerichtes bekleidete, erfreute sie sich einer gewissen Freiheit. Sie benutzte dieselbe, sich mit einigen, dem Gelingen ihrer Pläne ergebenen Freunde zu umgeben. Es verging fast kein Tag, wo es durch ihre Vermittlung nicht gelang, einige unglückliche Geächtete nach dem Auslande entkommen zu lassen.

Aber Robespierre hatte auch nicht vergessen und seine Polizei wachte im Dunkeln. Eines Tages wurde Cäcilia ergriffen und ins Gefängnis geschleppt. Am folgenden Tage mußte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Ihr Vater wollte versuchen, sie zu retten. Unter dem Vorwande, sich für unfähig als Richter zu erklären, begab er sich zu Robespierre. Der Tyrann empfing ihn in seinem Kabinett, dessen Fenster auf den Revolutionsplatz gingen. Man sah von da aus auf das Schaffot und konnte alle Einzelheiten der Exekution beobachten. Am heutigen Tage jedoch waren die Vorhänge herabgelassen und man konnte nur sehr undeutlich wahrnehmen, was draußen vor sich ging. An einem von Papieren bedeckten Tische sitzend, arbeitete der Blutgierige, oder that, als ob er arbeitete. Beim Eintritt Bernards sah er auf. „Ah,“ sagte er, „Du bist's, Bürger? Ich kann mir schon denken, was Dich hierhergeführt. Laß mal hören, ob ich mich getäuscht habe.“

Bernard legte den Zweck seines Besuches dar, bat um Enthebung von seinem Richteramte und flehte zuletzt um Gnade für seine Tochter.

Während er sprach, herrschte auf der Straße ein Tumult: man hätte glauben können, daß eine Menge unter den Fenstern vorüberwogte. Ein dumpfes Wagengerassel mischte sich zu dem Schall der Tritte und den Stimmen der Menge.

Bernard machte eine Bewegung, sich dem Fenster zu nähern, doch Robespierre winkte ihm ab. „Vollende Deine Geschichte, ich kann das Ende kaum erwarten; Du kannst hernach hinaussehen,“ sprach er mit wildem Blick und grimmigem Lachen.

Bernard gehorchte. Als er fertig war, erhob sich Robespierre, ohne ein Wort zu erwidern, und indem er nachlässig die Vorhänge aufzog, sagte er: „Jetzt kannst Du ganz nach Belieben zuschauen.“

Bernard sah hinaus auf das Blutgerüst, umringt von häßlichen Gestalten mit roten Mützen auf dem Kopfe, stand eine Frauensperson mit aufgelöstem Haar und auf den Rücken gebundenen Händen. Die Gehilfen des Henkers ergriffen sie und legten sie auf das verhängnisvolle Brett. Dann ein Blitz, der dumpfe Schlag des Fallbeils, und Sanson, der Henker, erschien vor dem Volke, ihm ein bleiches und blutiges Haupt zeigend.

Ein gewaltiges Geschrei: „Es lebe die Republik! Nieder mit den Aristokraten!“ erhob sich von dem Platze.

Bernard stieß einen heiseren Schrei aus und brach vernichtet zusammen: Er hatte seine Tochter erkannt!

Im Frühling.

O Mensch, nun laß das Trauern!
Komm' mit in Waldesgrün!
Hör', wie mit leisen Schauern
Durch's Laub die Lüfte ziehn!
Hör', wie die Quellen springen!
Hör', wie die Vöglein singen!
Sieh', wie die Blumen blühn!

Ja, öffne Ohr und Augen,
Die Frühlingsherrlichkeit
Ganz in dich einzusaugen,
Oeffne dein Herze weit!
Kann hier es nicht gesunden,
Dann mag ihm nur tief unten
Im Grab vergehn sein Leid.

Heinrich Stadelmann.



Das Kobolzeller Thor in Rothenburg a. d. T. In Rothenburg an der Tauber erblickt der Besucher ein wahres Kleinod einer mittelalterlichen Stadt. Ueberall auf Schritt und Tritt, in allen Gassen und Plätzen, wohin man auch gehen mag, erzählen hier die Kirchen und Häuser von entschwundener schöner Zeit. Die Geschichte dieser Stadt ist eine ernste und bewegte. Sie wurde von Tilly im Jahre 1631 drei Tage lang heftig bestürmt und tapfer wehrten das kleine Häuflein der Bürger und die schwache schwedische Besatzung unter Rinkenberg die Angriffe ab. Gut erhalten ist das „Würzburger“ oder „Galgenthor“ und das malerische „Kobolzeller Thor“, über das der innere Spitalbogen („Siebersturm“) emporragt. — Alljährlich am Pfingstmontag wird in Rothenburg a. d. T. das Festspiel „Der Meistertrunk“, eine historische Episode aus der Belagerung dieser Stadt durch Tilly, aufgeführt, das sich in diesem wundersamen, in seiner Originalität unverfälschten Architekturrahmen, belebt durch die bunten Figuren aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, vollkommen macht. K. St.

Schönheiten des japanischen Geflügelhofes. Unter den mannigfachen Luxusgeflügelarten, welche seit einem Jahrzehnt mit besonderer Vorliebe auf den deutschen Geflügelhöfen gepflegt werden, nehmen die aus Japan stammenden Rassehühner eine bevorzugte Stelle ein. Die Japaner sind von jeher eifrige Naturfreunde gewesen und sie verstanden es, interessante Tiere und Blumen zu züchten, die in aller Welt Bewunderung gefunden haben. In hohem Maße ausgebildet ist das Interesse der Japaner für das Hühnervolk, das ihnen — namentlich den Buddhisten — fast die ausschließliche Fleischnahrung liefert. Das schönste Huhn Japans ist das langschwänzige Huhn, dem man bei seiner Einführung den Namen „Phönix“ gab, und es verdient ihn in der That auch wegen seiner wundervollen Erscheinung. Die ersten Hühner dieser königlichen Rasse gelangten im Jahre 1878 nach Hamburg; sie wurden als Wunder der Geflügelwelt betrachtet und angestaunt. Das Phönix-Huhn verlangt infolge seines reichen Federschmuckes eine geräumige und reinliche Voliere, damit namentlich die bis 2 Meter langen Schwanzfedern des Hahns in voller Pracht bleiben und hoch angebrachte Sitzstangen sind ihm Bedürfnis. Im Lauf der Jahre hat man aus dem Phönixhuhn durch geeignete Zuchtwahl verschiedene Farbenschläge gezüchtet. Im Langshan-Huhn haben wir das größte Huhn des japanischen Geflügelhofes vor uns; es hat ein ruhiges Temperament und zeichnet sich trotz seines massigen Körperbaues durch schöne aufrechte Haltung aus. Sowohl als Leghühner wie auch als Fleischhühner sind die Langshans hochgeschätzt und Kreuzungen mit ihnen und den deutschen Landhühnern haben sehr gute Resultate ergeben. Die ersteingeführten Hühner der Langs-Rasse waren rauhbeinig und von tiefer schwarzer Farbe mit sogenanntem Käferglanz, später züchtete man blaue und weiße Farbenschläge und auch die sog. glattbeinigen Langshans mit unbefiederten Läufen. Unter den verschiedenen Chabo-Varietäten (Zwerghühnchen) sind die bekanntesten die sog. „Siro-Chabo“ mit reinweißem Gefieder, Schwanz schwarz, weißgesäumt, die Schwungfedern ebenfalls schwarz, Schnabel und Beine goldgelb. „Butchi-Chabo“ unterscheiden sich von den vorigen in der Form wenig, das Gefieder ist schwarz- und weißgefleckt, Schnabel und Beine sind goldgelb. „Ma-Siro-Chabo“ sind reinweiß im Gefieder, von welchem der hochrote Kamm, Gesicht und Bartlappen, der gelbe Schnabel und die gleichfarbigen Füße prächtig abstechen. „Aka-Chabo“ sind seltene Zwerghühner. Das Hähnchen glänzt in farbenreichstem Federkleid. Die Hauptfarbe ist goldgelb in den verschiedensten Abstufungen, besonders an Sattel- und Halsbehang prächtig in Ton und Glanz. „Shin-Curo-Chabo“ sind auch sehr wertvolle Tierchen. Das prächtig metallisch schimmernde Gefieder sticht besonders herrlich ab, wenn man ein Stämmchen reinweißer „Ma-Siro-Chabo“ dagegen sieht. Schnabel, Füße und Augen sind schwärzlich, Kamm, Bartlappen und Gesicht fast schwärzlichrot. „Katsuro-ito-no-Chabo“ haben ein weißes, fast haarartiges Gefieder, ähnlich demjenigen der bekannten Seidenhühner. Nur an Schwanz und Flügelspitzen zeigt sich wenig Schwarz. Die Peking-Bantams sind eine Zwergform des riesigen Cochinhuhnes, aus China, von wo sie zuerst nach England kamen und erst in den letzten Jahren in die Hände deutscher Liebhaber gelangten. Das Peking-Bantam wird jetzt in allen bei den Cochins vorkommenden Farbenschlägen gezüchtet. Die japanischen Chabos oder Zwerghühnchen zeichnen sich durch ihre reizende Erscheinung und ihr originelles Gebahren aus, es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich diesen Zwergen schnell die Gunst der Geflügelliebhaber zugewendet hat. Es giebt kaum ein reizenderes Bild wie eine Kücken führende Chabo-Henne, ein Bild der zärtlichsten Besorgnis, der aufmerksamsten Liebe und der mutigsten Hingebung, und das Hähnchen nimmt mit seinem gravitätischen, mandarinenhaften Gebahren den regsten Anteil daran. In fortwährender Sorge um die junge Kinderschaar, sucht die mutige Mutter alle Störungen und Belästigungen von ihren Kleinen fern zu halten; fleißig hält sie Auslug nach umherschwirrenden Fliegen und Käfern, um diese Leckerbissen ihren Kindern auftischen zu können. Emsig sucht sie den ihr zugemessenen Raum nach Gewürm ab, und wenn die Sonne sich mit ihren warmen Strahlen für kurze Zeit hinter den Wolken verbirgt, breitet die treubesorgte Mutter fürsorglich und in rührender Hingebung ihre Flügel aus, um die Jungen zu erwärmen. Man muß es eben selbst beobachtet haben, um an die reiche Abwechselung eines solchen Familienlebens zu glauben. — Die Zucht der Chabos ist namentlich solchen Geflügelfreunden zu empfehlen, denen die Räumlichkeiten nicht gestatten, größeres Geflügel zu halten. In einer Voliere, die nicht mehr als zwei Quadratmeter groß zu sein braucht, lassen sich schon japanische Bantams mit Erfolg züchten. Die japanischen Chabos sind Zwerghühner der kleinsten Sorte, niedrig auf den Beinen, mit hängenden, fast den Erdboden schleifenden Flügeln, aufrechter Schwanzhaltung, großem, tiefgezacktem Kamm und sehr farbenprächtig; sie sind ebenso vorzügliche Eierleger als gute Brüterinnen und sorgsame Mütter. Die kleinen Eier haben einen ganz vorzüglichen Geschmack und Feinschmecker behaupten, daß dieselben hinsichtlich der Qualität von keinem anderen Hühnerei übertroffen werden. Das Mandarin-Entchen, ebenfalls von winzigen Formen, kommt mehr in China vor und gilt dort als glückbringendes Hochzeitsgeschenk und als ein Sinnbild der ehelichen Treue und Liebe. Es ist ein hübscher, farbenprächtiger Vogel, welcher auf dem Wasser einem buntbewimpelten Schiffchen gleicht. Die Zucht ist nicht sonderlich schwierig und auch das Mandarin-Entchen begnügt sich gleich dem Chabo-Hühnchen mit wenig Raum, aber ein kleines Wasserbassin ist zu seinem Wohlbefinden durchaus notwendig. Der Seltenheit wegen stehen diese Entchen noch ziemlich hoch im Preise. Ihr Gefieder prangt in den prächtigsten Farben. Der kleine und flache Schnabel ist rostrot, an der Spitze gelblich. Den hochgewölbten Kopf ziert eine nach hinten fallende, spitz zulaufende Haube, deren oberer Teil von der Stirn an bis zur Spitze einen schwarzgrünen Glanz zeigt. Ueber den Augen und an den Seiten läuft ein chamoisgelbes, in eine Spitze endigendes Band. Zügel und Saum der Haube sind weiß; die herabhängenden Backen- und Halsfedern lebhaft gelbbraun, Vorderhals und Brust kastanienbraun, durch gräulichweiße und einige braune Streifen abgesetzt. Die Flügel bieten, besonders wenn das Entchen schwimmt, ein absonderliches Bild und gleichen fast einem bunten Segel. Die Seiten sind graugelb, fein schwarz gewellt, die aufrechtstehenden Flügelfedern rotgelb, am Ende weißgebändert, der Spiegel schön hellblau; Schwanzfedern und Rücken grünlich schwarz. Die Ente hat bei weitem nicht das farbenprächtige Kleid wie der Enterich; die Brust ist oliveschwärzlich, gelblich überhaucht, mit kleinen bräunlichen Punkten besät. Die Kehle ist weiß und der übrige Körper zeigt eine mehr oder weniger dunkle Schattierung.

Germanische Frauen nach der Schlacht von Aquä Sextiä. Noch hatte Marius den afrikanischen Krieg nicht beendigt, als längs der Donau von Morgen nach Abend die Cimbern, von Norden nach Süden die Teutonen die Grenzen des römischen Reichs bedrohten. Es waren nordische Völker germanischen Stammes von hoher, schlanker Gestalt, blondgelocktem Haare und riesenmäßiger Stärke, die mit Weib, Kind und aller Habe ausgezogen waren, um sich eine neue Heimat zu erkämpfen. Karren mit übergespannten Häuten bildeten ihr bewegliches Haus, wo neben dem Geräte sich noch Platz fand für die Frau und die Kinder. In der Schlacht bedienten sie sich derselben als Wagenburg. Angst und Entsetzen verbreitete sich über ganz Italien. Gajus Marius, gegen die bestehende Gesetz-

gebung in seiner Abwesenheit abermals zum Konsul gewählt, erhielt den Oberbefehl wider die barbarischen, germanischen Völkerschwärme. Während sich die deutschen und keltischen Völkermassen mit den Bewohnern Spaniens herumschlugen und dann über die Pyrenäen zurückkehrend die Völkerschaften an der Seine und im nördlichen Gallien bekriegten, verstärkte er sein Heer, durch das neu eingeführte Werbesystem und schärfte ihm Mannszucht ein. Marius hatte gerade ein stark befestigtes Lager am Einfluß der Isére in die Rhone bezogen, als die Feinde nach dreijähriger Abwesenheit und nach heftigen Kämpfen mit den streitbaren Belgen, durch neue Züge verstärkt, abermals an den Alpenpässen erschienen, um in zwei Heerhaufen geteilt, den Durchgang nach Italien zu erzwingen. Aber umsonst versuchten die Teutonen und die cimbrischen Ambronen, die schon bei Avansio ihre Tapferkeit bewährt hatten, drei Tage lang das Lager zu erstürmen; ihr wilder Mut brach sich an der Kriegskunst der Römer und an der Umsicht und Besonnenheit des Feldherrn. Nach schweren Verlusten standen sie von dem Sturme ab und beschlossen, an dem Lager vorbeizuziehen und unbekümmert um die Zurückbleibenden den italischen Feldzug anzutreten. — Unbeirrt durch den höhnischen Zuruf, „ob die Römer keine Aufträge hätten an ihre Frauen daheim,“ ließ Marius die Feinde sechs Tage lang ruhig abziehen, um seine Soldaten an den Anblick der hohen Gestalten und der furchtbaren Streitaxt zu gewöhnen; dann folgte er in strengster Ordnung und mit der größten Behutsamkeit und brachte ihnen bei der neu angelegten Militärkolonie Aquæ Sextiæ (Aix) im südlichen Gallien eine vernichtende Niederlage bei. In kurzem war das ganze Heer der Deutschen zersprengt. Was nicht fiel oder sich selbst tötete, wurde in Sklaverei geführt. — Unter den Gefangenen befand sich der Teutonenkönig Teutobod. Die bei der Wagenburg harrenden Frauen mordeten sich und ihre Kinder, um nicht dem Hohn der Römer preisgegeben zu werden. Die zertrümmerten Wagen und die unbrauchbare Waffenbeute ließ der Feldherr anzünden und ein mächtiges Siegesfeuer zu Ehren der Götter emporlodern. K. St.

Pavillon im Schloßgarten zu Plön. (Mit Text.)

Pavillon im Schloßgarten zu Ploen. Die „Holsteiner Schweiz“ nennt man im Volksmunde den östlichen, an landschaftlichen Schönheiten reichen Teil der preußischen Nordprovinz, deren Perle das in entzückender Lage zwischen zwei Seen gebettete alte Städtchen Ploen ist. Die Geschichte Ploens verliert sich in sagenhaftem Dunkel; wann Stadt und Burg gegründet worden sind, ist unbekannt geblieben. Da es nicht in unserer Absicht liegt, sich mit der Stadt Ploen, sondern mit dem Schlosse, oder besser gesagt, mit dem Pavillon im Schloßgarten, zu beschäftigen, so sei kurz erwähnt, daß im Ploener Schlosse laut Kabinettsbefehl vom 9. Mai 1867 eine Kadetten-Anstalt untergebracht wurde. Das Lusthaus oder der Pavillon bietet äußerlich im allgemeinen wenig Gefälliges oder Bemerkenswertes. Es ist ein Backsteinbau mit hölzernem Gesims und einem Balkon über dem östlichen Portal, der von zwei Karyatiden getragen wird, zwischen denen sich der Namenszug Friedrich Karls befindet. Immerhin wirkt das Lusthaus in Verbindung mit den es umgebenden hübschen Gartenanlagen sehr reizvoll und anmutend. Das Innere des Pavillons besteht aus einem im Rokokkostil gehaltenen ovalen Saal mit vier anschließenden Zimmern, der Saal ragt durch beide Stockwerke und trägt in seinem Stuckschmuck und der Ornamentierung der Wände Nachbildungen von Muscheln, Pflanzen und Mineralien. Das flankierende Nordzimmer ist im gleichen Stil gehalten; die Wände aus buntem Marmor bedecken realistisch gehaltene Muschelgruppierungen, sowie einige Oelbilder, Strandstücke und die Jahreszeiten darstellend. In dem analogen Zimmer auf der Südseite befinden sich die lebensgroßen Marmorbüsten der vier Elemente, über dem Kamin ist das Bild: „Das Urteil des Paris“ angebracht. Die Musik-Estrade auf der Längsseite des Saales bildet zugleich den Uebergang nach der zweiten Etage. Das Ganze macht auf uns den Eindruck eines Klein-Versailles aus der Zeit jener petits ducs, die in dem roi-soleil von Frankreich das leuchtende Vorbild eines Fürsten von Gottes Gnaden sahen. St.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.



Jagdpech. Frau (zu ihrem von der Jagd heimkehrenden Manne): „Was, nicht mal einen einzigen Hasen bringst Du mit?“ — Sonntagsjäger: „Ja, denke Dir das Pech, Marie! Ich habe auf dem Wege mein Portemonnaie verloren, aus Aerger bin ich gleich wieder heimgekehrt.“

Kein Wunder. A.: „Na, haben Sie Glück im Geschäft?“ — B.: „Es geht, aber meine Kunden sind nicht gerade die angenehmsten Menschen.“ — A.: „Seien Sie froh — ich habe überhaupt keinen Kunden, der mir nicht bei jeder Gelegenheit die Zähne zeigt.“ — A.: „Was ist Ihr Geschäft?“ — B.: „Ich bin Zahnarzt!“

Japanische Auktionen. In Japan verlaufen öffentliche Auktionen ohne den bei uns unvermeidlichen Lärm. Dort herrscht nämlich die Sitte, daß jeder Kauflustige sein Gebot nebst Namen auf einen Zettel schreibt und diesen in eine Sammelbüchse steckt. Wenn keine Gebote mehr eingehen, wird die Büchse geöffnet und der betreffende Verkaufsgegenstand dem Meistbietenden überantwortet. N.

Ein Kunststück. Albrecht Dürer, der große Nürnberger Maler, Bildschnitzer und Kupferstecher, war im Jahre 1506 von Venedig nach Bologna gereist, um hier dem Studium der heimlichen Perspektive obzuliegen. Während seines Aufenthaltes in Bologna gab er einmal seinen um ihn versammelten Berufsgenossen einen anschaulichen Beweis seiner außergewöhnlichen Kunstfertigkeit, indem er aus freier Hand einen Kreis auf den Tisch zeichnete, der nachgemessen als ein vollkommenes Cirkelrund sich auswies. K.

Berühmte Musikfeinde. Von Katharina II. rührt der Ausspruch: „Ich möchte ums Leben gern Musik hören und genießen; aber ich mag thun, was ich will, sie bleibt für mich Geräusch und nichts weiter.“ — Beaumarchais litt gleichfalls an der „Melophobie“, er sagte: „Was nicht der Mühe wert ist, gesprochen zu werden, wird gesungen.“ — Theodor Gautier nannte die Musik das kostspieligste von allen Geräuschen. — Fontenelle, von dem das Wort stammt: „Sonate, was willst Du von mir?“ erklärte, er habe drei Dinge nicht verstehen können: „Das Spiel, die Frauen und die Musik.“ — Napoleon I. behauptete, die Musik mache ihn nervös. Er ließ aber die Militärmusik täglich auf den Plätzen vor den Militärspitälern spielen, „damit die Verwundeten ermutigt würden.“ — Napoleon III. ertrug die Musik nur mit großer Ueberwindung. — Viktor Hugo ließ sich entsetzlich lange bitten, bis er gestattete, daß man seine Verse in Musik setze: er pflegte dann stets zu sagen: „Haben meine Verse nicht Wohlklang genug, daß sie des unangenehmen Geräusches entbehren könnten?“ N.

Das älteste Herbarium der Welt befindet sich im egyptischen Museum zu Kairo; es enthält Pflanzen, die 5—6000 Jahre alt sind. Die Blütezeit der alten Egypter fällt nach glaubwürdigen Ueberlieferungen in die Zeit um 4000 v. Chr., und damals schon war es Sitte, den Leichen Blumen mitzugeben. Diese Blumen erhielten sich selbst in der Farbe vortrefflich; es ist weißer und blauer Lotus, roter Mohn, der Granatbaum, die orientalische Malve, der Saflor u. a; man fügte aber auch Blätter von Sellerie, Zwiebeln und Lauch hinzu. — Schweinfurth hat diese Pflanzenreste bestimmt, und neuerdings hat der Franzose V. Loret sich mit ihnen wissenschaftlich beschäftigt. Um die Pflanzen für das Herbarium herzurichten, weicht man sie in warmem Wasser auf, trocknet und preßt sie. Eine solche Sammlung hat ebenso für den Pflanzenfreund Interesse, wie für den Ethnographen. K. St.

Gemeinnütziges

Huflattichthee sollte in keiner Familie fehlen. Man trinkt morgens und abends eine Tasse Thee, aus einer kleinen Portion Blüten und Blätter bereitet. Von den Blüten werden nur die Köpfe gesammelt, vor Sonnenstrahlen geschützt, in der Luft getrocknet und am Ofen etwas nachgetrocknet. Die getrockneten, zerschnittenen und durch Siebe vom Staub gereinigten Blätter bewahre man in Holzkästen. Gegen Verschleimung bei Lungenkatarrh &c. ausgezeichnetes Hausmittel.

Das Appretieren der Kaninchenfelle, wodurch deren Wert wesentlich erhöht wird, geschieht auf folgende Weise: Man breite die Felle auf einen Tisch aus und streue die Haarseite mit heißgemachtem feinem Sande ein, reibe denselben wiederholt kräftig in den Pelz ein, bis derselbe schön glänzend ist und sich nicht mehr fettig anfühlt und klopfe dann von der Rückseite den Sand wieder völlig heraus.

Der Erdfloh wird den jungen Pflanzen der Kreuzblütler, wie Kohl, Radieschen, Rüben &c. sehr nachteilig, indem er die jungen Blätter anbohrt und aussaugt. Die verderbliche Wirkung äußert sich besonders in sonnigen Lagen und bei trockener Witterung. Wirkt man darauf hin, daß die Pflanzen schnell und kräftig wachsen, so sind die Käfer weniger nachteilig. Man bestreut auch des Morgens früh die betauten Pflanzen mit Tabaksstaub, Holzasche, Kalk, Gips, was nach jedem Regen oder Begießen wiederholt werden muß. Hobelspäne mit Teer getränkt und zwischen die Pflanzen verteilt, wirken auch günstig. Sät man zwischen die Pflanzen Gartenkresse, die Lieblingsnahrung der Erdflöhe, so werden jene mehr verschont.

Palindrom.

Ich bin nur Dunst, — doch wende mich,
So werd ich leben, sicherlich! F. P.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Palindroms: Seres.
des Homonyms: Schwarzwald.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.